



Seit er weiß, dass er bald sterben muss, hört er die Vögel. Ihr Gesang ist ihm vorher kaum aufgefallen. Doch jetzt, nach der Diagnose, achtet er auf so etwas. Dafür setzt sich Fritz Roth mitten auf seinen Friedhof. Dort, wo die Bäume gerade so weit auseinanderstehen, dass sie noch die Spätsommersonne durchlassen. Dort will der 63-Jährige begraben sein. Im von Laub und Nadeln weichen Waldboden. Auf Deutschlands einzigem Privatfriedhof.

Es ist sein Friedhof. Er nennt ihn „Gärten der Bestattung“. Auf einem grünen Hügel über Bergisch Gladbach breitet er sich aus. 1300 Urnengräber, die meisten bunt geschmückt mit Fotos und Gegenständen der Toten. Überdacht von einer Kuppel aus Buchen und Fichten.

„Trauer braucht Heimat. Und das hier ist eine“, sagt Fritz Roth, Deutschlands bekanntester Bestatter, der immer mehr ein Trauerbegleiter, ein Aufrührer und Reformier seiner todkonservativen Branche war. Nun ist der Tod dabei, sich einen Experten zu holen.

Roth sitzt auf einer Holzbank inmitten seines Trauergartens. „Hören Sie die Vögel singen?“, fragt er und deutet in die Baumkronen. Als der Wind durch die Fichten fährt, rieseln ein paar Nadeln auf seinen Kopf. Einige verfangen sich in seinem stoppelkurzen Haarkranz und seinem weißen Bart. Wenn Roth sich dann über seinen Schädel fährt, um die Nadeln fortzuwischen, bleiben ein paar Haare an seiner flachen Hand hängen. Die Nebenwirkung der Chemotherapien.

Fritz Roth lebt nicht mehr lange. Er weiß das seit diesem Frühjahr. Der Krebs hat seine Leber durchbohrt und umwuchert. Unheilbar. Noch spürt er nichts von dem Krieg in seinem Körper, weil die Leber keinen Schmerz kennt.

Er hat die Ärzte gedrängt, ihm zu veraten, wie viel Zeit ihm noch bleibt: „Zwischen fünf Monaten und fünf Jahren“, haben sie gesagt. Er hat gewartet, bis er mit seiner Frau im Auto saß. Erst dort hat er mit ihr geweint. Dann hat er versucht, wieder zu lachen. Mit seinem Lebensfreund Wolfgang Bosbach. Sie sind füreinander Gefährten, das beweist sich jetzt einmal mehr. Der Trauerexperte und der CDU-Politiker, sie rufen sich mitten in der Nacht an, auch weil das Schicksal sie jetzt eint. Fast gleichzeitig erfuhr Bosbach, nach jahrelanger Krebskrankheit,



Freud, Leid, Freundschaft

Wolfgang Bosbach, 60, und Fritz Roth, 63, verbindet einmal mehr das Schicksal: eine Krebsdiagnose. Ihnen bleibt nicht mehr viel Zeit. Aber sie lachen. In Roths „Gärten der Bestattung“

dass auch ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Roth bewundert Bosbach, dass der so sehr weitemachen, noch einmal für den Bundestag kandidieren will.

Bosbach nennt seinen Freund Fritz Roth -tapferen Kämpfer-

Der Innenpolitikexperte lächelt bei diesem Lob, nennt Roth „meinen tapferen Kämpfer“ und sagt: „Ich erlebe Fritz seit 30 Jahren als strahlenden Mann. Nun, nach der bitteren Diagnose, sehe ich ihn mit anderen Augen. Unsere Freundschaft vertieft sich noch einmal.“ Es hilft beiden, dass diese rheinische Melodie in ihren Worten schwingt. Sie klingen auch heiter, wenn sie über die Tragödie ihres Lebens sprechen. „Ich bewundere ihn, dass er seine Gelassenheit nicht verloren hat“, sagt Bosbach.

Und so ermutigen sie sich: „Ich kann mit ihm über existenzielle Dinge reden, ohne dass es tieftraurig wird“, sagt der Politiker. Und: „Er freut sich auf jeden neuen Tag.“ Carpe diem. Wobei es Roth auf die Übersetzung ankommt. Nicht „Nutze den Tag“, sondern: „Pflücke den Tag.“

So wie Kinder es tun, denen die Zeit noch unendlich scheint. Beide Freunde

erinnern sich in ihrer letzten Zeit an Kindertage, die nicht enden wollten, besonders an jene im Kostüm. Als Karnevalisten haben sich Bosbach und Roth kennen gelernt und sich bis heute etwas Jungenhaftes erhalten. Sie haben hier, im bunten Trauerhaus, Karnevalssitzungen geplant. Nun wissen sie nicht mehr, ob sie noch einen Rosenmontag feiern werden.

Vor ein paar Tagen haben die Ärzte die Prognose für Roth heruntergerechnet, weil sie den Wuchs seiner Metastasen nicht stoppen können. Doch, als gäbe es nichts zu deuten, sagt er: „Meine Zeit steht fest. Daran habe ich immer geglaubt.“

Fritz Roth liebt gewaltige Sätze. Mit ihnen will er vielleicht auch sich selbst ermutigen. Er spricht fast alle Worte so aus, als wären es seine letzten. „Ich könnte heute sterben, und es wäre gut“, sagt er. Hält dann inne, dass der Satz nachklingen kann. Er wirkte immer, als würde er in sich ruhen. Vielleicht, weil er von Berufs wegen Tausende Menschen hat beruhigen müssen.

Und nun rasen seine Tage im Zeitraffer der Diagnose. Manchmal streckt er im Gespräch beide Arme aus, dreht die Handflächen nach oben, spreizt seine Finger, als würde er sagen wollen: Schaut, wie die Zeit verrinnt. Er redet, wie vielleicht jemand redet, bei dem es um Leben und Tod geht. Nur, dass es bei ihm ein wenig schon immer so war, in seinen Vorträgen, Büchern und Auftritten. Der Tod soll wieder persönlich genommen ▶

REPORT



In allen Wipfeln kein Hauch

Jeder darf sein Grab auf Fritz Roths Privatfriedhof so gestalten, wie er will – auch mit einem Vogelhäuschen. 1300 Individuen ruhen auf seinem Berg unter alten Bäumen

werden, sagt er. Er soll nicht länger totgeschwiegen werden. Die Menschen sollen ihn in ihr Leben zurückholen und nicht wegschieben in die Pathologien, Krankenhauszimmer und Trauerhallen.

Er hat dafür einen Ort gebaut, seinen Berg-Friedhof und daneben sein „Haus der menschlichen Begleitung“, eine alte umgebaute Fabrik samt Fabrikantenvilla. Fritz Roth eilt mit schnellen Schritten durch sein Haus, das er eingerichtet hat wie ein Luxushotel. Vermeintlich gesund sieht er aus – und wie ein Bruder eines seiner „Kunden“, des Kabarettisten Hanns Dieter Hüsch, dessen Angehörige hier Abschied nahmen. Roth redet auch ein wenig so wie Hüsch. So fröhlich, dass seine Zuhörer meist lächeln.

Er malt sich gerade genau aus, wie er beerdigt sein möchte. Einzigartig soll sein Grabstein werden, handgemacht, gestaltet von seinen Lieben, so wie die meisten hier. Sie sollen seinen Sarg bemalen, ihre Gedanken auf das Holz schreiben, ihm auch Dinge mit hineinlegen, die sie mit ihm verbinden. Dann möchte er, dass sie mit ihm und dem Sarg einen letzten Zug durch die Gemeinde unternehmen. Durch sein Bergisch Gladbach.

An seinem Grab sollen die Menschen feiern, essen und trinken, und zwar sein Lieblings-Kölsch. Dazu bitte Pavarottis Version von „Nessun dorma“. Und Randy Crawford's „One Day I'll Fly Away“. Davon träumt dieser hochgewachsene, schwere Mann, dass ihm am Ende ganz leicht werden möge, den Vögeln gleich.

Und natürlich sollen sie auch das Lied spielen, mit dem ihn sein Freund, der Pop-Sänger Purple Schulz („Sehnsucht“), gerade überrascht. Der hatte hier um seine Eltern getrauert. Und nun steht er im Türrahmen und spielt ihm seine neue CD vor: Das Lied für Fritz Roth heißt „Mein letzter Koffer“.

Er blickt in das gläserne Grab – und redet über seinen Tumor

Manchmal fragt sich Roth, warum er sich sein Ende so genau ausschmückt. Vielleicht, weil ihm dieser verrückte Wunsch immer mehr in den Sinn kommt. Wie es wohl wäre, wenn er auf seiner eigenen Beerdigung Gast sein würde. Ganz kurz, bevor es wirklich so weit ist. Gerade so, dass er selbst noch dabei sein kann. Er denkt wirklich daran. Das ist verrückt. Er mag das Wort. Er verrückt gern. Zuerst die Perspektiven. Wer zu seinem Friedhof und ihm hinauffährt, muss herunterschalten. Ein Schild rät zum ersten Gang, so steil ist der Aufstieg über Serpentina, so sehr soll der Besucher hier oben alles hinter sich lassen. Mitten drin eine Waldbühne. Hier spielen Künstler auf, für alle Trauernden.

Er glaubt wie Mascha Kaléko: „Den eigenen Tod stirbt man nur. Mit dem der anderen muss man leben.“ Und das will er hier ermöglichen. An einem Ort, an dem die Trauernden die Endlichkeit zwar überall spüren, aber trotzdem geborgen sind.

Roth geht voran in die wohnzimmerartigen Abschiedsräume mit den großen Fenstern, den Sesseln und dem warmen Licht. Hier können Angehörige so lange bei ihren Toten bleiben, wie sie mögen. Manche bleiben Tage. Dann dürfen sie ihre Toten begraben, wann sie möchten, auch nachts, auch am Wochenende.

Fritz Roth war mal Unternehmensberater, er beschäftigt 30 Mitarbeiter, er baut sein Gelände gerade aus, errichtet ein „Haus der Klage“ mit offenem Dach und sagt: „Wir brauchen keine Bestatter.“ Nur Begleiter. Er hasst das Wort Bestattungsinstitut. „Trauer braucht kein Institut.“

In seinem Sarglager riecht es nach Harz. Dort stapeln sich unbehandelte Modelle. Es gibt keine Edelsärge und auch keine Totenhemden, die Verstorbenen sollen ihre eigenen Sachen tragen.

Wer den Friedhof betritt, muss ein gläsernes, leeres Grab überqueren, in das ein Spiegel eingelassen ist. Fritz Roth blickt durch das Panzerglas in den Spiegel in der Erde, sieht sich selbst dort unten wieder und erzählt von seinem Primärtumor, den die Ärzte bis heute nicht gefunden haben. Vielleicht steckt er in einem Gallenweg. Heimtückisch und unoperierbar. Seine Computertomografie zeigt die weißen Nebengeschwüre. Er muss zuschauen, wie sich der Feind in seinem Bauch ausbreitet und vorrückt.

Seine letzte Hoffnung ist eine neue Therapie, SIRT aus den USA. Die Ärzte in Essen schießen ihm bald radioaktive Glaskügelchen in die Gefäße seiner Leber, sie sollen den Krebs aufhalten. Doch besiegen können auch sie ihn nicht. Gestern rief ihn das Uni-Klinikum Essen an, dass es bald losgeht. Roth ist voller Vorfreude. SIRT soll ihm ein paar Tage, Wochen, Monate mehr schenken.

Eines hat er nun allen anderen Profis voraus, die hier in seiner „Trauer Akademie“ über den Tod gesprochen haben: Margot Käßmann. Präses Nikolaus Schneider. Notker Wolf. Sie alle wissen nicht so gut wie er, wie es ist, wenn der Tod so nahe rückt.

Die Trauernden, die zu ihm kommen, führt Roth gern auf seinen „Pfad der ▶

REPORT

Sehnsucht“. Hier lädt er zu Zwiegesprächen. Eine Kunstinstallation, die mehrere Kellerräume unter seinen Büros durchzieht, soll den Hinterbliebenen einen Platz geben, der sie auffängt und ermutigt. Roth schwingt die schwere Stahltür zum ersten Raum auf, der die Wucht darstellen soll, mit der die Trauer alles andere im Leben zuschüttet: Lauter tonnenschwere Steinquader sind durch das schmale Fenster des Kellers in den Raum hineingebrochen. Eine Lawine, die alles unter sich begräbt, die in den Alltag eines Lebens kracht.

Auf einen dieser Steine setzt sich Roth mit den Übriggebliebenen und fragt sie: „Was ist nun kaputtgegangen in Ihrem Leben?“ Er reißt einen riesengroßen Satz an den nächsten, gern viele von Rilke und Bonhoeffer oder Hesse, und zittert: „Wohlan denn Herz, nimm Abschied und gesunde.“

Zum Schluss tritt er in einen Spiegelraum, der die Welt auf den Kopf stellt. Der Boden scheint nicht länger zu tragen, er ist aus unsichtbarem Glas. Ein gefühlter Schwebezustand, den Roth jedes Mal spürt, wenn er hier entlanggeht.

Den Raum beschließt eine weiße Wand. Sie ist die Leinwand für einen Film: In einer Dauerschleife steigen Pusteblumensamen auf von einer Sommerwiese, auf der es zu schneien beginnt. Roths Schattenriss fällt auf die Wiese. Symbole für die Irrealität, das Unvorstellbare, die Ahnung vom Jenseits. Dahinter liegt die Tür zurück in Roths Garten, ins Leben.

Sein eigenes Leben ist noch voller Sehnsuchtsziele. Im Büro hängt eine Landkarte, gespickt mit vielen Fähnchen. Unbedingt will er seine beiden Paradiese noch erreichen: die Seidenstraße und Papua-Neuguinea. Nach Neapel, Venedig und Istanbul wird er bald fortfliegen, am besten nur für einen Tag. So wie in seinem Lied „One Day I'll Fly Away“. Und gern zusammen mit Wolfgang Bosbach.

Er sagt: „Ich hadere nicht. Ich suche nach keinem Schuldigen. Ich habe mich vorbereitet.“ Man möchte es ihm glauben. Er drückt seinen breiten Rücken durch, trägt wie immer eine tadellose Anzugkombi, wahrte Haltung.

Er möchte, dass die Ärzte ihm die Schmerzen nehmen, die ihn bald erreichen werden. Aber er möchte sein Sterben bei Bewusstsein erleben, so sehr er sich auch vor ihm fürchtet. Und nein, er möchte



Noch einmal unter Palmen

Das Paradies malt sich der gläubige Fritz Roth nicht im Himmel aus – sein ganz privates liegt in Papua-Neuguinea im Pazifik. Dorthin will er noch unbedingt. Möglichst schnell

den Tod nicht selbst in die Hand nehmen. „Aber darüber nachdenken möchte ich“, sagt er mit allem Trotz.

Als seine längst erwachsene Tochter gerade laufen konnte und eines Tages hinaus in den Garten rannte, fiel sie in den Gartenteich und lag zehn Minuten lang leblos auf dessen Grund. Sie ist gerettet worden. In diesem Moment erlebte Roth eine Grenze, von der er seither immer spricht: der schmale Grat zwischen den Tränen der Trauer und denen der Freude, als seine Tochter am Leben blieb.

Er mag die Nacht nicht – mit ihr kommt die Angst vor dem Sterben

Zu jeder vollen Stunde weht das Geläut von Glocken über seinen Berg. Die Straße hinunter führt zu der kleinen Kirche, in der er getauft wurde, in der er seine Frau geheiratet hat und in der ihn sein Pfarrer aussegnen wird. Der Katholik malt sich nicht aus, wie das Leben nach dem Tod aussehen könnte. „Es wird eine Dimension sein, die unser Denken überschreitet.“

Es gibt einen Satz, den hört der Trauerbegleiter Roth oft in seinem Job: „Wir dachten, wir hätten noch so viel Zeit.“ In seiner letzten Zeit will er zu vielen Men-

schen sprechen, soll noch zu Günther Jauch und zu Markus Lanz, mit Wolfgang Bosbach. Er hat schon in der „Sendung mit der Maus“ Kindern den Tod erklärt. Er ging dafür in seine „Villa Trauerbunt“, ein Holzhaus auf seinem Berg, in dem Kinder spielerisch mit ihren Verlusten umgehen.

Manchmal meditiert Roth. Um für Momente nicht ans Sterben zu denken. Er würde gern noch André Heller kennen lernen, um einen Tag mit ihm zu träumen. Und er hat sich eine neue Kameraausrüstung gekauft. Um den Moment festzuhalten. Den Augenblick verweilen zu lassen.

Zum Abschied hört Fritz Roth wieder den Vögeln zu. Er glaubt, dass sie ganz anders klingen, seit er von der Diagnose weiß, Melancholisch und heiter zugleich. „Hören Sie mal genau hin.“ Da fällt ihm ein, eine Kleinigkeit würde er sich noch wünschen. Dass sich ein Vogel möglichst bald einmal auf seine Hand setzt. Darauf wartet er noch.

Am Abend geht er zu seinem Auto. Die Bewegungsmelder bemerken ihn und tauchen Roths Revier in helles Licht. Er mag die Dunkelheit nicht. Vor allem nicht nachts, kurz vor dem Einschlafen.

Mit der Nacht steigt die Angst vor dem Sterben in ihm hoch. Doch meist nicht lange. Er sagt: „Der Schlaf kommt als Todes Bruder zu mir. Er legt sich wie Balsam auf mich.“

TIM PROSE

FOCUS 38/2012